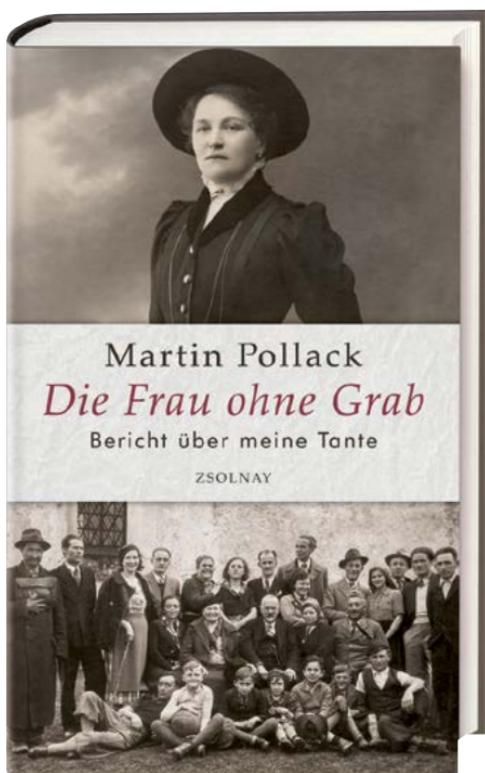


Leseprobe aus:
Martin Pollack
Die Frau ohne Grab



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2019 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





DEUTSCH-
LAND

Linz ●

● Salzburg

Traun

Enns

Salzach

Mur



Drau

Villach ●

Klagenfurt ●

● Ferlach

ITALIEN

Ljubljana ●

SLOWENIEN

Piave

Isonzo

Triest ●

Rijeka ●

Venedig ●

Golf von
Venedig



Donau

● Amstetten

● St. Pölten

● Wien

● Bratislava

ÖSTERREICH

Raab

● Graz

UNGARN

Zala

● Slovenj Gradec

● Hrastovec ● Lenart
● Maribor ● Spodnja Voličina

Mur

● Slovenska Bistrica

● Celje

● Laško

Save

KROATIEN

● Zagreb

Kulpa

0 20 40 60 km



Martin Pollack

Die Frau ohne Grab

Bericht über meine Tante

Paul Zsolnay Verlag

Gefördert von der Kulturabteilung der Stadt Wien, Literatur,
und vom Land Oberösterreich.

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-552-05951-1

© 2019 Paul Zsolnay Verlag Ges. m.b.H., Wien

Bildnachweis: Seite 9, 31, 44, 67, 77, 78, 84, 89, 101, 106,

111, 122, 124, 127, 128, 139, 175 Archiv Martin Pollack

Seite 37, 73, 151 Jože Benedek

Seite 134 Pavel Hraselj

Satz: Nele Steinborn, Wien

Autorenfoto: © Ingrid Schemel

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Fotos: © oben: Archiv Martin Pollack

unten: Pavel Hraselj

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Für Gridi

Als ich vor Jahren das erste Mal nach Laško fuhr, um nach Spuren meiner von dort stammenden Familie zu suchen, hatte ich von Paulines Existenz keine Ahnung.

Weder mein Großvater noch sein jüngerer Bruder hatten sie mir gegenüber jemals erwähnt. Sie hatten oft und gern von Tüffer erzählt, wie ihr kleiner Heimatort auf Deutsch genannt wurde, von einer glücklichen, unbeschwerten Jugend, von abenteuerlichen Streifzügen durch die umliegenden Wälder, von der Jagd nach Auerhähnen, Fasanen, Hasen und Rehwild, von kapitalen Böcken, erlegt nach stundenlanger schweißtreibender Pirsch, von gigantischen Huchen, die sie aus der durch Tüffer fließenden Sann, slowenisch Savinja, gezogen hatten, von einem liebevollen Elternhaus, vom wunderbaren Essen, das die Mutter mit Hilfe der slowenischen Köchin auf den Tisch zauberte, von duftenden Nusspotitzen und Poganzen und vom sonntäglichen Braten, meist ein knuspriger Puran, ein wahres Gedicht.

Mein Großvater erzählte mir auf unseren Wanderungen über die Dörfer rund um Amstetten in Niederösterreich stundenlang begeistert vom Leben in Tüffer. Das war in den späten vierziger, frühen fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Wenn er in die private, nur ihm und ein paar Eingeweihten vertraute Heimat seiner Kindheit eintauchte, wurde er jedes Mal sentimental und bekam feuchte Augen. Seine Stimme nahm dann einen singenden Tonfall an, so wie er einst zu Hause geredet haben mag. Dabei war er für gewöhnlich ein choleraischer, harter Mann, doch

Tüffer weckte in ihm nostalgische Erinnerungen an ein versunkenes Paradies, an eine Idylle.

Mein Großvater hieß Rudolf Bast und wurde von mir liebevoll Opsi genannt, er war, wie sein jüngerer Bruder Ernst, Rechtsanwalt in Amstetten.

Ich kann mich nicht entsinnen, dass die beiden je von Pauline erzählt hätten, obwohl sie ihre Schwester war und zweifellos zu ihrem kleinen Paradies gehörte. Auch von den anderen Schwestern, Anna, Käthe und Josefine, Pepa gerufen, war in Amstetten nie die Rede. Jedenfalls nicht in meiner Gegenwart. Pauline Bast wurde 1875 in Tüffer geboren, sie war das zweitälteste von insgesamt acht Kindern.

Der kleine Ort Tüffer, slowenisch Laško, zwölf Kilometer südlich von Cilli, Celje, gelegen, gehörte bis 1918 zum österreichischen Kronland Herzogtum Steiermark, dessen südliche Regionen Untersteiermark genannt wurden. Nach dem verlorenen Krieg fiel die mehrheitlich von Slowenen bewohnte Untersteiermark, slowenisch Štajerska, so wie das benachbarte Kronland Krain mit Ljubljana, Laibach, als Zentrum, an das neu entstandene Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, kurz SHS-Staat genannt, das 1929 in Königreich Jugoslawien umbenannt wurde. 1927 erhielt Laško das Stadtrecht. Die Situation der deutschsprachigen Untersteirer verschlechterte sich 1918 von einem Tag auf den anderen. Plötzlich waren sie nicht mehr die Herren – was sie deutlich zu spüren bekamen.

Im April 1941 marschierten die Hitlertruppen in Jugoslawien ein und begannen mit einer brutalen Germanisierung der gemischtsprachigen Untersteiermark. Zahlreiche Slowenen wurden enteignet und vertrieben. Andere wurden nur auf den leisen Verdacht hin, sich der Germanisierung und überhaupt der deutschen Zwangsherrschaft wider-



Pauline 1909

setzen zu wollen, in Konzentrationslager gesteckt, in denen viele ermordet wurden oder elend zugrunde gingen. Mit Fortschreiten des Krieges gewannen die kommunistischen Partisanen auch in den slowenischen Gebieten zunehmend an Boden; sie verübten zahlreiche Sabotageakte und bewaffnete Aktionen, worauf die Deutschen hilflos mit immer blutigeren Repressionsmaßnahmen reagierten. Massenerschießungen und Vertreibungen waren an der Tagesordnung.

Das Schweigen über Pauline, auch Paula oder, slowenisch, Pavla genannt, erschien mir, je mehr ich über sie in Erfahrung brachte, umso bemerkenswerter, da sie als Einzige meiner Familie väterlicherseits nach dem Zweiten Weltkrieg in der untersteirischen Heimat auf tragische Weise zu Tode gekommen war. Auch darüber haben mein Großvater und sein Bruder, in dessen Haus in Amstetten ich viel Zeit verbrachte, mir gegenüber nie ein Wort verloren. Als hätte die Schwester nie existiert. Wollten sie mich als Kind schonen und mir die grausame Geschichte ihres Verschwindens und Todes ersparen? Oder schämten sie sich ihrer, weil sie offenbar keine überzeugte Nationalsozialistin, also in ihren Augen eine Außenseiterin war?

Ich habe vor fünfzehn Jahren ein Buch über meine Familie geschrieben, in dessen Mittelpunkt mein Vater steht, Gerhard Bast, SS-Offizier und leitender Beamter der Gestapo. Darin äußere ich die Vermutung, dass Pauline ins Bast-Grab gelegt wurde, das ich auf dem Friedhof von Tüffer vergeblich gesucht hatte. Das Grab ist verschwunden, vielleicht wurde es bei einem Bombenangriff zerstört, oder, wahrscheinlicher, die Partisanen haben im ersten antideutschen Furor den Stein zerschlagen und entfernt.

Ein Universitätsprofessor aus Graz wies mich Jahre nach Erscheinen des Buches darauf hin, dass meine Darstellung wahrscheinlich falsch sei, es scheine viel dafür zu sprechen, dass meine Großtante einen gewaltsamen Tod fern ihres Wohnortes erlitten habe und irgendwo im Umkreis von Hrastovec verscharrt worden sei. Er nannte mir den Artikel eines slowenischen Historikers, der sich mit der düsteren Geschichte von Hrastovec beschäftigt.

Hrastovec. Schloss Hrastovec, zu Deutsch Gutenhaag oder Gutenhag, ein Besitz der Familie Herberstein, in den

Slovenske gorice, den Windischen Büheln, in der Nähe von Lenart im Bezirk Maribor, Marburg. Das Schloss hat eine weit zurückreichende düstere Geschichte, denn im 17. Jahrhundert waren hier über vierzig Frauen als Hexen gefoltert und anschließend auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden. Ein Massaker an unschuldigen Frauen in der frühen Neuzeit. Im Mai 1945 wurde das Schloss, dessen Besitzer, Gundiger Herberstein, kurz zuvor mit seiner Familie nach Österreich geflüchtet war, von jugoslawischen Partisanen besetzt. Noch im selben Monat wurde auf der maleisch auf einem Hügel über dem gleichnamigen Weiler gelegenen Burg von der kommunistischen OZNA, Abteilung für Volksschutz, ein provisorisches Konzentrationslager errichtet. Einer der Verantwortlichen für das Lager war ein gewisser Bogdan Hrovat, genannt *Puklasti Miha*, Buckliger Miha, bekannt für seine Grausamkeit. Vom Buckligen Miha sagte ein führender OZNA-Mann später in seinen Erinnerungen, dass er »eher Patient einer psychiatrischen Anstalt als Leiter eines Lagers sein sollte«. Nach Hrastovec wurden Menschen aus verschiedenen Regionen Sloweniens gebracht, Gottscheer und andere Angehörige der deutschen Minderheit, etwa aus Laško und dem Prekmurje, Übermurgebiet, aber auch Angehörige der ungarischen Minderheit von dort sowie Serben und Kroaten, nicht zu vergessen Einheimische aus dem nahe gelegenen Lenart.

Zahlreiche Internierte, vor allem Slowenen, die man der Kollaboration mit den Deutschen und anderer Verbrechen gegen die slowenische Nation bezichtigte, wurden gleich im Mai 1945 von Hinrichtungskommandos in der Umgebung von Hrastovec liquidiert, im *Črni les*, im Schwarzen Wald, der sich zwischen Hrastovec und der drei Kilometer entfernten Ortschaft Voličina erstreckt, ein schöner Mischwald, Eichen

und Hainbuchen. Doch auch in Hrastovec selbst gab es Erschießungen. Dort dienten unter anderem die unterhalb des Schlosses liegenden Fischteiche als Grabstätten. Man leerte einen Teich und verscharrte die Leichen im Schlamm, dann wurde das Wasser wieder eingelassen – die provisorische Totengrube war verschwunden. Die Erschießungen erfolgten in der Regel ohne Gerichtsverfahren und ordentliches Urteil. Oft genügte ein Verdacht, eine willkürliche Denunziation. In der Literatur wird manchmal, reichlich euphemistisch, um nicht zu sagen zynisch, von »außergerichtlichen Tötungen« gesprochen.

Einheimische berichteten noch Jahre später, dass das Wasser in den Teichen, dort wo die Leichen lagen, im Umkreis von ein paar Metern nicht gefror, obwohl die Winter sehr kalt waren. Gläubige Menschen sahen darin einen Fingerzeig Gottes und entzündeten jahrelang bei den Teichen Kerzen. Ein gewisser Edo Kurnik, dessen Bruder Slavko in Hrastovec ums Leben gekommen war, berichtete, dass Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Überreste der Hingerichteten aus den Schlossteichen geborgen und mit Lastwagen in die Gießerei von Maribor gebracht wurden.

Warum in die Gießerei? Ich vermute, man wollte im Schmelzofen die Spuren der sogenannten außergerichtlichen Tötungen beseitigen und damit die Opfer für immer spurlos verschwinden lassen. Nicht gedacht soll ihrer werden.

Meiner Großtante Pauline blieb dieses Schicksal erspart, sie starb in Hrastovec an den Folgen der unmenschlichen Bedingungen, an Hunger und Erschöpfung, vielleicht an einer der im Lager grassierenden Krankheiten. Aufgrund der verheerenden hygienischen Zustände breiteten sich unter den

Gefangenen Diarrhö und Paratyphus aus. Im Schloss gab es keinen elektrischen Strom und kein Wasser, dieses mussten die Gefangenen unter strenger Bewachung von einer zwei Kilometer entfernten Quelle holen. Im Hof des Schlosses stand zwar ein Brunnen, doch aus dem durften nur die Bewacher Wasser schöpfen. Die Hauptnahrung der Häftlinge bestand, laut Berichten von Überlebenden, aus alten, mageren Bohnen oder Erbsen und einem kleinen Stück Brot. Es gab zweimal am Tag etwas zu essen, in der Früh eine wässrige Suppe und ein kleines Stück Brot, und am Nachmittag gekochte Bohnen oder Erbsen, die kaum genießbar waren. Das Brot wurde auf demselben Wagen gebracht, mit dem man die Toten wegschaffte. Eine Überlebende aus der kleinen deutschsprachigen Ortschaft Fuchseldorf, Fikšinci im Prekmurje, damals vierzig Jahre alt, erinnert sich Jahre später an den Aufenthalt im Lager.

»Dort war es furchtbar. Die hygienischen Verhältnisse waren schrecklich, eine Unmenge Läuse und Flöhe. Man wühlte im Abfallhaufen und fand manchmal noch etwas Essbares. Die Toten wurden an den Füßen über die lange Stiege heruntergezogen, sodass der Kopf jedes Mal laut aufschlug.«

Rund um das Schloss mit hohen, unüberwindbaren Mauern gab es einen scharf bewachten Stacheldrahtzaun. Im Zaun befand sich das erste Tor. Das zweite war das alte Schlosstor. Auch dieses war von Posten bewacht. Im Lager befanden sich auch viele Kinder und alte Menschen, die den unmenschlichen Bedingungen als Erste zum Opfer fielen.

Ich habe Schloss Hrastovec ein paarmal besucht. Bei meinem ersten Besuch im Jahr 2006 fand ich das Schlosstor fest verschlossen, einer neben dem Tor angebrachten

Tafel entnahm ich, dass es als Anstalt für geistig behinderte Menschen geführt wurde. Alles Läuten (einer Klingel, von der ich nicht annahm, dass sie funktionierte) und Klopfen war vergebens, das Tor blieb verschlossen, ringsum war keiner zu sehen.

Bei meinem zweiten Besuch im September 2018 fuhr ich über eine Landstraße von Maribor in Richtung Lenart. Eine hügelige Landschaft, viel Mais, viele Wiesen, ein wenig Wein. Ich überquerte dreimal ein Flüsschen namens Pesnica, das durch die anhaltenden Regenfälle zu einem reißenden braunen Sturzbach angeschwollen war. Vor dem Städtchen Lenart bog ich nach rechts ab in Richtung Voličina. In Spodnja Voličina, Unter-Wellitschen, eine schöne große Kirche, dem heiligen Rupert geweiht; der Friedhof, auf dem meine Großtante in einem Winkel verscharrt wurde, ohne Grab, so dass heute niemand mehr zu sagen vermag, wo sie liegt, befindet sich vor dem Dorf, auf einem steilen Hang. Von Voličina nach Hrastovec führt eine schmale, von Schlaglöchern übersäte Straße, das letzte Stück steil bergab durch den Schwarzen Wald, wo im Mai 1945 Erschießungen stattgefunden hatten. Dann sah ich schon auf der Anhöhe das mächtige weiße Schloss, davor die Teiche, mit Grün bewachsen, Wasserlinsen, Seerosen, gesäumt von Schilf und Stauden. Rund ums Schloss viele Nussbäume, Buchen, Akazien, Linden, Birken. An der schmalen Straße zum Schloss stand ein kleines Wächterhäuschen, in dem ein älterer Mann saß. Als ich ihn fragte, ob ich das Schloss besichtigen dürfe, lächelte er freundlich und machte eine einladende Handbewegung. »Nur zu«, sagte er, »Sie können sich im Schloss frei bewegen.«

Anders als bei meinem ersten Besuch stand das Tor weit offen. Eine Tafel neben dem Tor informierte darüber, dass in

Hrastovec eine offene Anstalt für geistig Behinderte untergebracht war. Aus einem Neubau nebenan hörte ich Schreie. Der große Innenhof war überraschenderweise nicht quadratisch oder rechteckig, sondern völlig unregelmäßig und verwinkelt, in der Mitte des Hofes standen mächtige alte Bäume, die ich nicht kannte. Später versuchte ich sie mit Hilfe einschlägiger Literatur zu bestimmen und kam anhand des Laubes und der kapselartigen Früchte, von denen ich einige mitgenommen hatte, zur Auffassung, dass es sich vermutlich um Chinesische Blauglockenbäume, auch Kaiserbäume genannt, handelte. Gewiss waren sie von einem der adeligen Schlossbesitzer gepflanzt worden.

Bei meinem Rundgang entdeckte ich die lange Treppe, über die angeblich die Toten heruntergezogen wurden, wobei die Schädel auf jeder Stufe aufschlugen. Eine peinliche Vorstellung. Auf einem der Dächer war eine große Uhr angebracht, ohne Zeiger. Im Hof tummelten sich Insassen und Personal, entlang der Wände waren Autos geparkt. In einer Tür stand eine junge Frau und trank aus einem Plastikbecher Kaffee, sie musterte mich aufmerksam. Als ich sie grüßte, hob sie den Becher und nickte freundlich. Sie war hier als Pflegerin beschäftigt.